menschen menschen

Zeitschrift für gemeinsames Leben, Lernen und Arbeiten



Person und sozialer Raum

ZUM THEMA:

Die personzentrierte Arbeitsweise Sozialraumorientierung Die Öffnung der "verschlossenen Welten" Respekt, Partizipation und Schutz

IM MAGAZIN:

Sozialraumorientierung konkret: P. I. L.O.T. (Wien) und Qplus (Hamburg)
Birte Müllers Gedanken über Teilhabe oder Ganzhabe
Sina Niemeyers berührender Fotoessay "Mama hat MS"
Integrationshotel in Leipzig – barrierefreier Ort für Gäste und Gastgeber

THEMA: Person und sozialer Raum

Heinz Becker

DIE ÖFFNUNG DER "VERSCHLOSSENEN WELTEN'

PERSONZENTRIERTES ARREITEN IM GEMEINWESEN

Vor einigen Jahren hatten Wohnheime, Förderstätten und Werkstätten in Deutschland Besuch von einer merkwürdigen Praktikantin, die eine Journalistin von RTL war. Sie hat Menschen an ihrem Arbeitspatz und an ihrem Wohnort heimlich gefilmt und entwürdigendes und erniedrigendes Verhalten seitens der Betreuer aufgedeckt. RTL hat für den Film mit dem Slogan "Bilder aus einer weitgehend geschlossenen Welt" geworben, und da liegt ein Kern des Problems. Es reicht nicht aus, uns gegenseitig zu versichern, dass "unsere Mitarbeiter sowas nicht machen". Das Problem sind die geschlossenen Welten, die Heime, die Förderstätten und die Werkstätten. Die müssen geöffnet werden. Das ist aus verschiedenen Gründen nicht so einfach.

Das Problem der Exklusion und des Ausschlusses gibt es schon sehr lange. Die brutalste Form der Exklusion haben Rassenhygieniker in der Zeit des Nationalsozialismus mit der Ermordung hunderttausender behinderter Menschen praktiziert. Der Boden für die Praxis und Ideologie des Ausschlusses wurde lange vorher im 19. Jahrhundert bereitet, als im Kapitalismus riesige Industrien entstanden. Als die Eltern 14 Stunden in der Fabrik arbeiten mussten, hatten sie keine Zeit für weniger leistungsfähige Familienmitglieder. Damals begann man, Menschen in großen Anstalten außerhalb der Zentren unterzubringen. Soziale Probleme, so lernen die Bürger (und Fachkräfte) seitdem, löst man durch Aussonderung der Betroffenen und durch Professionalisierung der Unterstützer. Der alte Gedanke, dass Menschen mit Behinderung sich am besten in einem speziell für sie geschaffenen Milieu abseits der relevanten gesellschaftlichen Strukturen unter ihresgleichen entwickeln, ist weit verbreitet und tief in Aus- und in Haltungsbildungen verankert. So sind wir ausgebildet, ja sogar sozialisiert.

Das sind sie, die geschlossenen Welten. Aber jetzt gibt es neue menschenrechtliche Anforderungen. Wie kann man diese alte Praxis verändern? Inklusion war einmal eine Zauberformel dafür, leider ist sie weitgehend zu einer inhaltsleeren Worthülse verkommen. Wir haben uns daran gewöhnt, dass alles Mögliche mit dem Begriff Inklusion veredelt wird. Ein Beispiel: Die Lebenshilfe Salzburg hat ein "Inklusives Kochbuch" herausgebracht (vgl. Sierck 2013, 41). Was soll das sein, ein inklusives Kochbuch? Es ist bebildert, in leichter Sprache, barrierefrei vielleicht, das ist gut, aber nicht inklusiv. Organisationen können inklusiv sein, Gesellschaften, ein Kochkurs, aber keine Kochbücher. Vielleicht gibt es als Zubehör auch inklusive Kochlöffel und inklusive Bratpfannen? Der "Inklusionstsunami" (Jantzen 2012), der über die Behindertenhilfe gezogen ist, ist nur noch ein laues Lüftchen und hat erstaunlich viel unverändert gelassen, er war eher ein "Budenzauber Inklusion" (Sierck 2013). Es scheint, als ob die Integration der Inklusion in die Segregation gelungen sei (Feuser 2016).

In der Behindertenrechtskonvention steht Partizipation im Mittelpunkt. Aber auch da sollte man kurz innehalten und fragen: Was ist Teilhabe? Peter Bartelheimer (2007, 8) beschreibt Anforderungen. Teilhabe ist historisch relativ zu verstehen, ist mehrdimensional, beschreibt kein einfaches "drinnen" und "draußen" und

Der "Inklusionstsunami" (Jantzen 2012), der über die Behindertenhilfe gezogen ist, ist nur noch ein laues Lüftchen und hat erstaunlich viel unverändert gelassen, er war eher ein "Budenzauber Inklusion" (Sierck 2013).

ist dynamisch: Im antiken Griechenland war Teilhabe am Arbeitsleben kein wesentlicher Teil des Lebens, hier schon; der Kontakt zur Nachbarschaft hat auf Helgoland andere Wertigkeit für Teilhabe als in München oder Wien; früher war Teilhabe am kirchlichen Leben unbedingt nötig, heute meist nicht mehr, dafür vielleicht Teilhabe an sogenannten sozialen Netzwerken. Niemand hat an allem Teil, aber die Grenze zwischen erwünschter Vielfalt und inakzeptabler Gefährdung von Teilhabe ist fließend. Die wichtigste Anforderung für unseren Zusammenhang: Teilhabe ist aktiv. Sie "wird durch soziales Handeln und in sozialen Beziehungen angestrebt und verwirklicht." Dabeisein ist nicht alles. Teilhabe realisiert sich in sozialen Beziehungen und nicht nur in der Sondereinrichtung.

Wie aber wird Teilhabe realisiert? Hilfreich sind das Personzentrierte Konzept und das Fachkonzept Sozialraumorientierung. Personenzentrierung ist – ähnlich wie Inklusion – eine nichtssagende Floskel geworden, keine Einrichtung würde in ihr Leitbild schreiben, sie arbeite nicht personenzentriert. Von diesem Begriff klar zu unterscheiden ist die Personzentrierte Arbeitsweise, die nicht Personen, sondern die einzelne Person in den Mittelpunkt stellt¹. Auch Sozialraumorientierung ist ein Begriff geworden, der für jeglichen Kontakt zur Außenwelt herhalten muss.

Das Fachkonzept Sozialraumorientierung und das Personzentrierte Konzept treffen sich im Respekt vor der Lebensweise der Person und vor individuellen Lösungswegen. Das ist unser Anteil, und das ist nicht so einfach, wie es klingt, das Personzentrierte Konzept weist eindringlich darauf hin: Wie ist meine eigene Vorstellung von Ordnung, von guter oder sinnvoller Arbeit, von gutem Leben, von gesunder Lebensweise, habe ich eigene unerfüllte Lebensträume, die auf behinderte Menschen übertragen werden u.v.a.? "Der Einfluß von persönlichen Normen, Idealen und Wunschvorstellungen der Bezugspersonen spielt in alle Lebensbereiche hinein: Speiseplan, Kleidung, Haushaltsführung, Arbeitsrhythmus, Freizeitgestaltung. Wie sehr wir das Leben geistig behinderter Menschen bis in ganz persönliche Details bestimmen, ist uns meist gar nicht bewusst" (Pörtner 2018, 32). Daraus ergibt sich eine hohe Verantwortung, und bei der Umsetzung hilft das Personzentrierte Konzept. Es wurde von Marlis Pörtner auf der Grundlage des Menschenbildes von Carl Rogers entwickelt.

PERSONZENTRIERTES KONZEPT

In den letzten Jahrzehnten hat sich in der Behindertenhilfe schon viel getan. Viele Konzepte für das Hilfesystem für behinderte Menschen sind entwickelt und in Leitbilder geschrieben, ein paar sogar hier und da umgesetzt worden. Aber nur wenige befassen sich damit, was in den normalisierten, integrierten, ambulantisierten oder inkludierten Einrichtungen mit dem Menschen im Mittelpunkt vor sich geht, wenn keiner zuschaut, wie die Beziehung zwischen Helfer und Klient ganz praktisch gestaltet werden kann. Ein Konzept, das nicht bei Einrichtungs- oder Hilfestrukturen ansetzt, sondern bei

der alltäglichen Begegnung, auf der Mikroebene, ist das Personzentrierte Konzept. Es "lässt sich am besten charakterisieren als eine Einstellung, eine Haltung, eine Seinsweise, nicht als eine Technik" (*Rogers* 2013, 135).

Ausgangspunkt ist die Erfahrung, dass es nicht genügt, "die zentrale Bedeutung der Beziehung im Leitbild zu verankern und es den Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern zu überlassen, was sie darunter verstehen" (*Pörtner* 2016, 90f.). Die Grundlage des Personzentrierten Arbeitens ist eine positive Präsenz oder Gegenwärtigkeit. Damit ist nicht der stets liebe und sanfte Pädagoge gemeint, nicht eine "Marathon-Empathie, aus der heraus ich jeden klagenden Menschen verstehe und die gleichzeitig den klaren Blick für die Dinge verstellt, die der Mensch selber tun kann" (*Hinte* 2016, 83).

Das Personzentrierte Konzept bietet eine Reihe von "Tools" an, die in der alltäglichen Begegnung genutzt werden können, das eigene Verhalten und die Situation zu betrachten und zu reflektieren. Es ist ein außergewöhnlich praxistaugliches Modell, weil man es in nahezu jeder Situation sehr einfach gebrauchen kann und es eine fachlich sehr fundierte Grundlage hat. Die Bedeutung von Empathie, Kongruenz und Wertschätzung ist auch neurowissenschaftlich nachgewiesen (vgl. Lux 2007; Hüther 2003). Personzentriertes Arbeiten führt zu Veränderungen in Organisationen: Nicht der Mensch mit Behinderung muss sich in die Organisation einpassen, sondern die Organisation wird so gestaltet, dass die einzelnen Menschen jeweils im Mittelpunkt stehen.

Es gibt große Übereinstimmungen in den Grundsätzen des Personzentrierten Konzeptes und des Fachkonzepts Sozialraumorientierung. Sie ergänzen sich beide sehr gut. Wir vertrauen darauf, dass "Menschen im Kern konstruktiv und vertrauenswürdig sind sowie alle Ressourcen besitzen, um ihr Leben in der ihnen gemäßen Art und Weise zu gestalten". Das könnte ein Zitat von Carl Rogers sein, ist aber von Wolfgang Hinte (2009, 21). Das Personzentrierte Konzept betrachtet die Mikroebene, die Basis, das Fachkonzept Sozialraumorientierung das Ziel, die Teilhabe am gesellschaftlichen Leben. Beide nehmen aber auch den jeweils anderen Bereich in den Blick.

Sozialraumorientierung: Teilhabe im Gemeinwesen

Teilhabe als Grundverständnis ist nicht neu, die ganze Eingliederungshilfe hat seit Jahrzehnten offiziell Teilhabe als Ziel. Praktisch allerdings hat die Behindertenhilfe dieses Ziel nicht umgesetzt, nicht mal angegangen. Wir haben uns nur mit der Teilhabe am Leben der anderen behinderten Menschen befasst, mit der Teilhabe an den von uns geschaffenen Sonderwelten. Ein kleines Beispiel dazu aus einem kürzlich gehörten Vortrag:

Ein behinderter Mann lebt bei seinem Vater, sie haben eine enge Beziehung. Das Verhalten des Mannes ist, wie man so sagt, herausfordernd, aber der Vater kommt damit klar. Dann wird der Vater gebrechlich, er kann den Sohn nicht mehr betreuen. Der Bruder, der auch eine enge Beziehung zu ihm hat, kann ihn nicht aufnehmen. Er wird in einer "Komplexeinrichtung" aufgenommen. Kurz darauf verstirbt der Vater. Der Sohn realisiert



Das Fachkonzept Sozialraumorientierung und das Personzentrierte Konzept treffen sich im Respekt vor der Lebensweise der Person und vor individuellen Lösungswegen.

durchaus, was geschehen ist. Er ist sehr traurig, der Vater war ihm sehr wichtig. Die Fachkräfte der Einrichtung veranstalten eine Trauerfeier im Heim, sie zünden eine Kerze an, die anderen Bewohner werden in feierliche Kleidung gesteckt und in den Tagesraum gesetzt, es wird feierliche Musik angemacht, der Anstaltspfarrer kommt vorbei.

Da sind sie wieder, unsere geschlossenen Welten. Es wird kein Gedanke darauf verschwendet, wie der Mann zur "realen" Trauerfeier der Familie kommen kann. Können wir ihn hinbringen, wenn nicht, gibt es jemanden anders, der das kann, vielleicht einen Ehrenamtlichen, kann ihn jemand von den anderen Trauergästen abholen oder kann die Familie helfen, vielleicht der Bruder...?

Wie viel Zeit bringen wir auf, um Beziehungen, die behinderte Menschen haben, zu stärken oder zu entwickeln? Oder bringen wir mehr Zeit auf, die vorhandenen Beziehungen durch unsere Parallelinszenierung zu ersetzen? Wir veranstalten interne Trauerfeiern, anstatt zu überlegen, wie die Person an der realen Trauerfeier teilnehmen kann, wir machen stellvertretendes Gruppenkochen, anstatt nach nebenan in den Imbiss zu gehen, wir sind es, die lieber unter sich bleiben, wir, die Sonder- und Heilpädagogen.

Wie können wir das ändern? Da sind wir wieder bei der Sozialraumorientierung und beim Personzentrierten Konzept. Beide wenden sich gegen den Förderenthusiasmus der Sonderpädagogik und stellen den Willen des Menschen in den Mittelpunkt. Auch Sozialraumorientierung ist keine Methode, sondern ein "übergreifender Bezugspunkt für die allgemeine Theoriebildung und das fachliche Handeln" (Spatscheck 2012, 2).

DIE PRAXIS I: WOHNEN

"Heime sind Relikte des vergehenden Jahrtausends" (Klaus Dörner 1999), aber nach wie vor leben die meisten Menschen mit geistiger Behinderung im stationären Heim. Das heißt manchmal nicht mehr so, sondern Wohnhaus, Wohnstätte oder Wohngemeinschaft, ist aber immer noch ein Heim und "nichts anderes als eine 'Gruppe von Hilfeempfängern mit vergleichbarem Hilfebedarf'. Und die wohnen deshalb so wie sie wohnen, weil es für die... Verwaltung so am einfachsten ist. Heilpädagogische oder sonstige fachliche Gründe gibt es dafür nicht. Und eine 'heimpflichtige Behinderung' gibt es schon gar nicht" (Frickenhaus 2017b). Ein Wohnheim ist kein "trautes Heim", kein "sweet home", ist nicht "Goldes wert" und auch kein "castle". Behinderte Menschen im Heim "wohnen" nicht, sie werden platziert oder untergebracht, sie haben einen Wohnplatz, bestenfalls ein Zimmer.

Die Behindertenrechtskonvention (BRK) verlangt von uns, dass "Menschen mit Behinderungen gleichberechtigt die Möglichkeit haben, ihren Aufenthaltsort zu wählen und zu entscheiden, wo und mit wem sie leben, und nicht verpflichtet sind, in besonderen Wohnformen zu leben" (Art. 19a). Im August 2017 hat das Komitee für die Rechte von Menschen mit Behinderungen der UN einen weiteren Kommentar zu Artikel 19 verabschiedet, in dem gefordert wird "öffentliche oder private Förderungen zur Erhaltung, zum Umbau oder für den Neubau von Institutionen" einzustellen und alle möglichen Maßnahmen zu ergreifen, die es allen behinderten Menschen ermöglichen, selbstbestimmt in der Gemeinde leben zu können (CRPD 2017). Das ist die Forderung nach einem Bau- und Ausbaustopp für stationäre Heime. Worüber in manchen skandinavischen Ländern nur müde gelächelt wird, stoßen wir an die Grenzen unserer Vorstellungskraft. Da sind wir sehr gefragt, unsere Kreativität, unser Einfallsreichtum, als Mitarbeiter ebenso wie als Organisation.

Dazu zwei Beispiele, die auf einer Tagung berichtet wurden:

Eine kleine Wohngemeinschaft mit fünf Bewohnern mit Autismus-Spektrum-Störungen wird neu gegründet, die in ihren bisherigen Wohnheimen nicht gut leben konnten, sogenannte "Systemsprenger". Das kleine Haus mit der Wohngemeinschaft liegt mitten in einem kleinen Ort, direkt am zentralen Dorfplatz. Die Finanzierung erfolgt über das Persönliche Budget, also ein "Setting", das ziemlich genau dem entspricht, was man als Bedarf bei ASS unterstellen kann. Aber es entsteht keinerlei Kontakt zur Nachbarschaft, die Bewohner sind dazu allein nicht in der Lage und die Fachkräfte tun es nicht. Nach einiger Zeit gibt es Beschwerden über Lärm und Verhalten. Der erste Kontakt entsteht nach Wochen auf einer Protestversammlung der Nachbarn. Die ganze Einrichtung und damit die dort lebenden Menschen bleiben trotz der im sozialhilferechtlichen Sinne personenzentrierten und inklusiven Angebotsstruktur in ihrer geschlossenen Welt.

Ein zweites Beispiel, auch eine kleine neue Außenwohngruppe, auch ein "schwieriges Klientel". Aber hier haben die Fachkräfte vorher viel Kontakt zur Umgebung aufgenommen. Sie sind zur Wurstbude gegangen und haben erklärt: "Wenn einer vor eurer Bude auf und ab läuft und komische Bewegungen macht und nicht weggeht, dann will der eine Currywurst kaufen." Und sie sind zur Sparkasse gegangen und haben gesagt: "Wenn einer reinkommt und gestikuliert und lautiert, dann will der Geld abheben, und zwar 25 Euro." Und dann hat das auch geklappt, der Wurstbudenmann geht zu dem gestikulierenden Mann vor der Bude und bringt ihm die Currywurst, in der Sparkasse klappt es auch mit dem anderen Bewohner.

Man kann auch in der Einrichtung einen Tisch aufbauen, eine Fachkraft stellt sich dahinter, und dann wird ein Wurstbudentraining gemacht. Wenn der Bewohner das sorgsam methodisch und didaktisch ausgearbeitete "Lernmodul Wurstbude" absolviert hat und sagen kann "Ich möchte bitte eine Wurst", dann darf er raus. Das nennen wir "Wohntraining" (...und das ist nur ein kleines bisschen überzeichnet). "Leben kann man nicht trainieren. Es gibt keine Punktzahl, die ein Mensch erreichen muß, um in seiner eigenen Wohnung leben zu

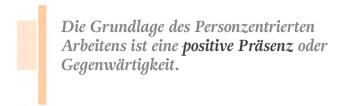
können" (FiB 1995, 191). Es muss nicht Kochen und Wäsche-Waschen geübt werden, bevor man wohnen darf. Es geht um den individuellen Willen: Wie will ein Mensch wohnen, wie ist er zufrieden, was möchte er ausprobieren? Unser Arbeitsplatz ist nicht nur die Wohngruppe, sondern auch der Sozialraum, die Umgebung, das Gemeinwesen, in dem die Menschen leben.

Wenn das gewagt wird, zeigen sich oft unverhoffte Fähigkeiten und Ressourcen: Bewohner/innen werden im Vergleich zu ihrer Zeit im Heim selbstbewusster und autonomer. Es werden Ressourcen entfaltet, die im Heim nie entwickelt wurden. Im Heim "gehört" alles den Fachkräften. In einer anderen Wohnung, wo man eingelassen werden muss, ist das anders. Hier muss ich als Fachkraft fragen, ob ich mal auf die Toilette gehen oder mir ein bisschen Milch für den Kaffee aus dem Kühlschrank holen darf (wenn ich einen Kaffee bekomme). Im Heim muss der Bewohner mich fragen, ob er an den Kühlschrank darf. Zur Freiheit des Wohnens gehört es, dass der Mensch "die von innen verschlossene Tür jederzeit öffnen und frei hindurchgehen kann, während der Fremde ausgeschlossen ist und erst besonders hereingelassen werden muß" (Bollnow 1984, 154f.). Die Anforderungen an Fachkräfte verändern sich, sie "sind Gast im Leben der Bewohner" (Müller-Teusler 2008, 23). Für Fachkräfte aus dem ambulanten Wohnen mag das selbstverständlich sein, aber für die, die aus der stationären Betreuung kommen, zeigen sich große Unterschiede. Arbeitsplatz ist nicht mehr "mein Heim", sondern ich organisiere für Kunden die Hilfen, die sie brauchen.

DIE PRAXIS II: TEILHABE AM ARBEITSLEBEN

Arbeit ist ein wesentlicher "Legitimations- und Teilhabefaktor" in unserer Gesellschaft (Bendel et al. 2015, 18). Dabei ist zu unterscheiden zwischen wirtschaftlich verwertbarer, also für Dritte gewinnbringender Arbeit und Teilhabe am Arbeitsleben. Wie beim Recht auf Wohnen ist auch das Recht auf Teilhabe am Arbeitsleben in der UN-BRK nicht an Voraussetzungen gebunden, eben nicht an die Fähigkeit, ein "Mindestmaß wirtschaftlich verwertbarer Arbeit" zu leisten.

Menschen mit geistiger Behinderung besuchen in Deutschland in der Regel eine Werkstatt für behinderte Menschen (WfbM). Das sind meistens fabrikähnliche Spezialeinrichtungen, in denen behinderte Menschen einfache Sortier- und Montagearbeiten machen. Es gibt Ausnahmen: Außenarbeitsplätze, Cafés, Läden, grüne Werkstätten. Aber das ganze Konstrukt "Werkstatt für behinderte Menschen" mit seinen engen gesetzlichen Vorgaben hat sich seit 1974 kaum verändert, ist sehr zäh und veränderungsresistent. Ein Wechsel in den allgemeinen Arbeitsmarkt findet so gut wie nicht statt und die Werkstätten bleiben ein "intransparentes und abgeschlossenes System von Sondereinrichtungen" (Greving et al. 2017), Einbahnstraßen, geschlossene Welten, in denen behinderte Menschen für ein durchschnittliches Arbeitsentgelt von knapp 200 € monatlich das arbeiten, was nicht-behinderte Menschen ihnen sagen (ebd.). Des-



wegen hat der Ausschuss der Vereinten Nationen zur Überprüfung der BRK das deutsche Werkstattsystem hart kritisiert (vgl. *Bendel et al.* 2015, 25f.) und fordert den Einstieg in den Ausstieg aus diesem System.

Wer ein bisschen schwerer behindert ist oder unter diesen Bedingungen nicht genug arbeiten kann, muss eine Förderstätte besuchen. Inhalte und Konzepte dieser Einrichtungen haben vielfach mit Teilhabe, gar mit Teilhabe am Arbeitsleben wenig am Hut, wie die SITASStudie der Universität Heidelberg gezeigt hat (vgl. Becker 2016, 56ff.; Lamers & Molnár 2018).

Einige Förderstätten haben kleine Arbeitsgruppen und Werkstätten und versuchen, in ihren Häusern die Arbeitsprozesse so zu gestalten, dass sich jeder Mensch in einer ihm angemessenen Weise an den Arbeitsabläufen beteiligen kann. Das ist auch gut, besser als "entwicklungsförderliches Beisammensein" den ganzen Tag, aber Teilhabe am Arbeitsleben ist das noch nicht. Auch wenn die Produkte auf Basaren und Märkten verkauft werden, ist das immer noch eine Parallelinszenierung, eine geschlossene Welt.

Einige weitere Einrichtungen jedoch fragen sich: "Wo finden wir anregende, offene Orte, an denen wir mitarbeiten können?" (*Doose* 2011, 93). Warum gehen wir nicht ins Regelsystem, dahin, wo die "richtige" Arbeit stattfindet und versuchen uns dort einzubringen? Mitarbeitende bringen sich in den Sozialraum ein, knüpfen Kontakte, nehmen an Gremien und Arbeitskreisen teil und suchen nach Nischen, wo sie mitarbeiten können (vgl. *Blesinger* 2018; *ASB Bremen* 2018; *Becker* 2015 und 2016).

Dadurch entwickeln sich sozialräumliche Teilhabeangebote: Menschen mit schwersten Behinderungen und hohem Unterstützungsbedarf arbeiten mit ihren Assistenten in einer kleinen Gärtnerei, verteilen Flyer der Kirchengemeinde, machen Hilfsarbeiten auf einem Pferdehof, holen Altpapier ab, decken den Tisch in einem Café oder helfen bei der Ernte für die Gemüsekiste. Sie gehen in ein großes Schulzentrum, reinigen die Schilder im Zoo oder bieten auf Veranstaltungen selbstgemachte Smoothies an. Das führt zu einer Haltungsänderung bei den Fachkräften, die sich in kleinen Schritten vollzogen hat, was an einem Beispiel aus der ASB-Tagesförderstätte in Bremen illustriert werden kann:



Es geht um den individuellen Willen: Wie will ein Mensch wohnen, wie ist er zufrieden, was möchte er ausprobieren?

Vor vielen Jahren kam an einem heißen Sommertag der damalige Ortsamtsleiter in die Tagesförderstätte. Er fragte an, ob die Fachkräfte mit den Beschäftigten nicht ab und zu die neu angepflanzten Bäume an der Straße vor der Einrichtung gießen könnten. Das wurde freundlich, aber entschieden zurückgewiesen: "Für so etwas haben wir keine Zeit, wir müssen in unseren Arbeitsgruppen arbeiten, Papierkarten schöpfen, Weihnachtsmänner glasieren und Seidentücher bemalen." Heute würde ein solches Angebot sofort angenommen, die Fachkräfte suchen nach solchen Gelegenheiten, sich in den Sozialraum einzubringen.

Bei den behinderten Menschen entwickelt sich fast immer eine hohe Identifikation mit der Arbeit. Mal ist es die Busfahrt zum Arbeitsplatz, mal sind es die persönlichen Begegnungen, der Werkstoff oder die Maschinen, die motivieren. Verhaltensprobleme, die in der Förderstätte auftreten, treten "bei der Arbeit" deutlich weniger auf. Daneben bietet sich eine Vielzahl von Möglichkeiten, Dinge zu erfahren und zu lernen, die in der Einrichtung nicht möglich sind.

"Es geht keinesfalls darum, Personen in das Arbeitsleben zu drängen, sie in eine Norm zu zwängen und damit womöglich zu überfordern. Das Ziel ist vielmehr, den Menschen individuelle Wege aufzuzeigen, ihnen Erfahrungen im öffentlichen Raum zu ermöglichen und damit Horizonte zu erweitern" (Blesinger 2018, 18).

FOLGERUNGEN

Man diskutiert über große Veränderungen, über die Behindertenrechtskonvention (BRK), das Bundesteilhabegesetz, über Sozialraum- und persönliche Budgets. Das ist auch wichtig. Aber wichtiger noch sind die Veränderungen in der Praxis, in der Alltagsroutine von Mitarbeitern und Organisationen. Oft kosten Veränderungen Geld, oft stehen Strukturen und Interessen im Wege, aber oft sind wir es selbst, die Veränderungen im Wege stehen. Kleine Veränderungen im Alltag, ein bisschen Umdenken, wie es das Personzentrierte Konzept anregt, kostet zunächst nichts, kann große Veränderungen in der Lebensqualität von Menschen bewirken und politische Veränderungen anstoßen. Trotzdem gilt es, wachsam zu sein. Es besteht die Gefahr, "sich in den Fallstricken des Neoliberalismus zu verheddern" (Waldschmidt 2003, 19). Neben dem Bemühen um Teilhabe an den relevanten gesellschaftlichen Funktionssystemen geht es auch um die Veränderung dieser Systeme (vgl. Wohlfahrt 2018). Und das Ende der "sichtbaren Mauern der Sonder-Institutionen ist... nicht automatisch das Ende der Verwahrung der Betroffenen" (Feuser 1995, 43). Politik instrumentalisiert Personzentrierung und Sozialraumorientierung, wenn sozialstaatliche Verantwortung in Eigenverantwortung der Bürger/innen umgedeutet wird.

Spätestens mit der Unterzeichnung der BRK hat sich Deutschland ebenso wie Österreich und die Schweiz auf dem Papier von der Hilfe für behinderte Menschen verabschiedet, die dazu Besonderung benötigt (Frickenhaus 2017a). Das Problem ist, dass die Strukturen der geschlossenen Welten mehr als hundert Jahre alt sind und eine starke Beharrungstendenz auf verschiedenen Ebenen haben. "Die Behindertenhilfe braucht ein neues berufliches Selbstverständnis für die Zeit nach der Besonderung" (ebd.). Und das kann man nicht zunächst "am grünen Tisch" entwickeln lassen und wenn das fertig entwickelt ist, dann lassen wir das mit der Besonderung. Unser Alltag muss sich Zug um Zug verändern. Und das müssen wir selbst machen.

Fähigkeiten brauchen Orte, an denen sie wirksam werden können. Man kann die im Heim, in der Werkstatt oder in der Förderstätte inszenieren oder im Gemeinwesen, im Sozialraum danach suchen. Den Mitarbeitenden in der Praxis kommt in diesem Prozess eine zentrale Rolle zu. Die Anforderungen verändern sich. Wir müssen umdenken und unsere Rolle neu interpretieren. Wir haben gelernt und sind gewohnt, nach dem benötigten Unterstützungsbedarf des Menschen zu fragen. In Zukunft steht aber die Frage nach seiner Teilhabemöglichkeit und seinem Willen im Fokus der professionellen Fachkraft. Dafür brauchen wir das Personzentrierte Konzept und das Fachkonzept Sozialraumorientierung.

DURCH EINE VERÄNDERTE PRAXIS MÜSSEN SICH ORGANISATIONEN **VERÄNDERN**

Wenn wir personzentrierte und sozialraumorientierte Angebote für alle Menschen mit Behinderungen schaffen wollen, können wir "die eigene Einrichtung nicht als gesetzte Rahmenbedingung hinnehmen" (Früchtel et al. 2010, 112). Wir müssen uns zu lernenden Organisationen entwickeln, "die offen sind und bereit, am Einzelfall zu lernen, wie sie ihre Unterstützung weiterentwickeln können und sich in das Gemeinwesen öffnen" (Doose 2011, 95), weil man solche personzentrierten und individuellen Maßnahmen nicht "auf Lager halten" kann. Es lässt sich nicht vorher planen, das muss man aushalten.

Langsam verändert sich durch die veränderte Praxis die Organisation. Hilfreich sind auch hier die Methoden der Persönlichen Zukunftsplanung, die als Mittel der Organisationsentwicklung eingesetzt werden können (vgl. Becker 2018; Becker & Juterczenka 2017) und das Personzentrierte Konzept als Führungsinstrument (vgl. Wüntsch 2009).

In nächster Zeit wird es in unserem Bereich zu erheblichen Veränderungen kommen. Natürlich leben wir in einer Welt, die immer mehr Menschen vereinzelt, die zwischenmenschliche Kontakte durch Produktionsstätten informationeller Macht wie facebook ersetzt, die narzisstisch, konsumorientiert und zerstreuungssüchtig ist, in der jeder für sich selbst sorgt und in der in Casting- und Reality-Shows Elendsgestalten zur Ergötzung des Publikums aufeinander gehetzt werden.

Aber wir leben auch in einer Gesellschaft, in der Menschen, die Hilfe benötigen, nicht mehr dankbare Fürsorgeempfänger sind, sondern ihre Rechte einfordern. Das ist für unser Fachgebiet und die daraus entstandenen Strukturen etwas unbequem. Die Erfahrung zeigt, dass paradigmatische Veränderungen kaum mal von uns Fachleuten oder der Politik angestoßen werden, sondern von den Betroffenen selbst – oft gegen

Politik **instrumentalisiert** Personzentrierung und Sozialraumorientierung, wenn sozialstaatliche Verantwortung in Eigenverantwortung der Bürger/innen **umgedeutet** wird.

den erbitterten Widerstand der Fachwelt. Es kommen jetzt Schulabgänger auf uns zu, die noch nie eine Sondereinrichtung, keinen Sonderkindergarten, keine Sonderschule besucht haben. Denen reicht es nicht, wenn wir sagen, wir haben im Wohnheim ein Einzelzimmer und für zehn Bewohner eine Toilette und eine Küchenzeile im Gemeinschaftsraum. Oder wir haben einen Arbeitsplatz für Sie, wo Sie für die nächsten 40 Jahre Vogelfutter einpacken können und Sie bekommen sogar 180 Euro im Monat dafür, oder wir haben in unserer Förderstätte ein tolles Wasserbett und bieten einmal in der Woche Klangschalentherapie und einmal im Jahr ein Kunstprojekt an. Das alles wird nicht mehr ausreichen.

In einem Gespräch mit Franco Basaglia hat Jean-Paul Sartre gesagt: "Das Andere muss sich aus der Überwindung des Bestehenden ergeben. Kurz: Es geht nicht darum, das gegenwärtige System pauschal zu negieren, abzulehnen. Man muss es vielmehr Zug um Zug außer Kraft setzen: in der *Praxis*. Der Angelpunkt ist die *Praxis*. Sie ist die offene Flanke der Ideologie" (*Basaglia et al.* 1980, 40). Der Weg ist nicht, Einrichtungen wie Werk-

stätten, Förderstätten oder Wohnheime abzuschaffen, jedenfalls jetzt noch nicht, aber durch unsere Praxis die Ideologie der Exklusion zu überwinden. Die Idee, dass es für behinderte Menschen am besten sei, wenn sie unter ihresgleichen fern von den anderen sind, ist immer noch gegenwärtig.

Der Weg führt weg von der Institutionszentrierung nach dem Motto: "Wir haben eine schöne Förderstätte mit gut ausgestatteten Räumen, in denen wir alles haben, was wir brauchen und darin richten wir uns schön ein: hier noch ein Wasserbett, da noch ein Bällchenbad..." hin zur Institution, die sich nicht als Gebäude, sondern als Maßnahme versteht, die Förderstätte oder Werkstatt, die als Experte für die personzentrierte Teilhabe am Arbeitsleben ihre Funktion im Gemeinwesen hat, das Wohnheim nicht als schön ausgestattetes Gebäude, sondern als Experte für personzentrierte Ausgestaltung des Wohnens im Gemeinwesen.

Das ist ein langer Weg, der zwar einzelne schöne Best-Practice-Projekte nicht ausschließt, aber Kontinuität und Beständigkeit sind wichtiger.

"Wo finden wir anregende, offene Orte, an denen wir mitarbeiten können?"

Der Weg ist, durch unsere Praxis die Ideologie der Exklusion zu überwinden.

KÜNSTLERPORTRÄT

ART BRUT IN BILDERN, GRAFIKEN UND SKULPTUREN

Die malwerkstatt von Jugend am Werk besteht seit 1992 und ist seit 2010 im "Wakonig-Haus" am Andreas-Hofer-Platz untergebracht. Mit der Wahl dieses Standortes inmitten des Grazer Joanneumsviertels unterstreicht Jugend am Werk seine Zielsetzung, im direkten Wohn- und Lebensumfeld der Menschen mit Behinderung zu sein. Die Bilder, Grafiken und Skulpturen sind der sogenannten Art brut zuzurechnen. Art brut ("unverbildete, rohe Kunst") ist ein Sammelbegriff für autodidaktische Kunst, unter anderem von Menschen mit Behinderung. Es ist die Facettenvielfalt, die die KünstlerInnen der Malwerkstatt zu einer gefragten Gruppe mit nationaler und internationaler Bedeutung hat werden lassen. Bis heute spiegeln viele erfolgreiche Ausstellungen die Kontinuität, Schaffenskraft und den Ideenreichtum der KünstlerInnen wider.

Für die KünstlerInnen ist das Malen in der malwerkstatt kein Hobby oder Zeitvertreib, sondern intensive Arbeit mit Kunst. Ihr Beruf ist gleichzeitig "Berufung" und verleiht Sicherheit und Selbstbewusstsein für den Alltag. Die malwerkstatt Graz ist nicht nur Atelier, sondern auch Galerie, in der die vor Ort geschaffenen Werke ausgestellt sind und zum Verkauf an-

geboten werden. Die KünstlerInnen sind – wie alle KünstlerInnen – am Erlös ihrer Arbeit beteiligt. Neben der permanenten Ausstellung in der malwerkstatt Graz sind die Werke der malwerkstatt Graz-KünstlerInnen in renommierten Galerien zu sehen.

malwerkstatt Graz Andreas-Hofer-Platz 5 8010 Graz Tel. +43 (0)50 7900 2500 Mobil-Tel. +43 (0)664 8000 6 2041 Fax +43 (0)50 7900 9 2500 E-Mail: malwerkstatt-graz@jaw.or.at Web: jaw.or.at

FUSSNOTE

1 Der Begriff Personzentriert gründet sich auf Carl Rogers' Termini "client-centered" bzw. "person-centered", die bewusst im Singular ausgedrückt sind.

LITERATUR

- ASB Bremen (2018): ... an die Arbeit. URL: https://www.asb-bremen.de/angebote/ menschen-mit-behinderung/teilhabeam-arbeitsleben-die-tagesfoerderstaette (04.08.2018).
- Bartelheimer, P. (2007): Politik der Teilhabe. Ein soziologischer Beipackzettel. Fachforum Friedrich-Ebert-Stiftung 1/2007. URL: http://library.fes.de/ pdf-files/do/04655.pdf (04.08.2018).
- Basaglia, F. et al. (1980): Befriedungsverbrechen: Über die Dienstbarkeit der Intellektuellen. Frankfurt am Main: Europäische Verlagsanstalt.
- Becker, H. (2015): Teilhabe am Arbeitsleben für Menschen mit schwerer und mehrfacher Behinderung. In: BEHINDERTE MENSCHEN 38, Heft 2,
- Becker, H. (2016): ... inklusive Arbeit. Weinheim: Beltz Juventa.
- Becker, H. (2018): Mit MAPS und PATH an die Arbeit. In: Lamers, W. (Hrsg.): Teilhabe von Menschen mit schwerer und mehrfacher Behinderung an Alltag, Arbeit, Kultur. Oberhausen: Athena,
- Becker, H. & Juterczenka, W. (2017): Aus der Tagesstätte in den Sozialraum und in die Betriebe: Neue Ziele und Herausforderungen für die Organisation. In: Impulse Nr. 81, Heft 2, 12-19.
- Bendel, A.; Richter, C. & Richter, F. (2015): Entgelt und Entgeltordnungen in Werkstätten für Menschen mit Behinderungen. Bonn: Friedrich-Ebert-Stiftung.
- Blesinger, B. (2018): "Zeit für Arbeit mittendrin!" Leitfaden zum Aufbau von arbeitsweltbezogenen Teilhabeangeboten in Betrieben und im Sozialraum für Menschen mit komplexem Unterstützungsbedarf. URL: http://www. bag-ub.de/dl/projekte/zfa/Arbeitshilfe_ Zeit_fuer_Arbeit_AM.pdf (04.08.2018).
- Bollnow, O. F. (1984): Mensch und Raum. Stuttgart: Kohlhammer.
- CRPD (Committee on the Rights of Persons with Disabilities) (2017): General comment on article 19: Living independently and being included in the community. Eighteenth session, 14.–31. August 2017. https://kobinet-nachrichten.org/de/1/ nachrichten/36597/UN-Ausschuss-verabschiedet-Kommentar-zu-Artikel-19. htm/?search=general%20comment (04.08.2018).
- Doose, S. (2011): Persönliche Zukunftsplanung in der beruflichen Orientierung für Menschen mit schwerer und mehrfacher Behinderung. In: Leben mit Behinderung Hamburg (Hrsg.): Ich kann mehr! Hamburg: 53 Nord-Verlag, 93-111.
- Dörner, K. (1999): Gegen die Schutzhaft der Nächstenliebe. URL: http://bidok.uibk. ac.at/library/doerner-schutzhaft.html (04.08.2018).
- Feuser, G. (1995): Behinderte Kinder und

- Jugendliche. Zwischen Integration und Aussonderung. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft.
- Feuser, G. (2016): Die Integration der Inklusion in die Segregation. In: Böing, U. & Köpfer, A. (Hrsg.): Be-Hinderung der Teilhabe. Bad Heilbrunn: Klinkhardt,
- FiB (Verein zur Förderung der Integration Behinderter) (1995): Ambulante Hilfen zum selbstständigen Wohnen. In: Bundesvereinigung Lebenshilfe (Hrsg.): Wohnen heißt zu Hause sein. Marburg: Lebenshilfe-Verlag, 188-194.
- Frickenhaus, R. (2017a): Alles auf Anfang. In: Kobinet-Kolumne 15.5.2017.URL: https:// kobinet-nachrichten.org/de/1/kolumne/35979/Alles-auf-Anfang. htm/?search=Frickenhaus (05.08.2018).
- Frickenhaus, R. (2017b): Achtung: Sturm außerhalb des Wasserglases! In: Kobinet-Kolumne 15.3.2017. URL: https:// kobinet-nachrichten.org/de/1/kolumne/35650/Achtung-Sturm-außerhalbdes-Wasserglases!. htm/?search=Frickenhaus (05.08.2018).
- Früchtel, F.; Budde, W. & Cyprian, G. (2010): Sozialer Raum und Soziale Arbeit. Fieldbook: Methoden und Techniken. Wiesbaden: VS.
- Greving, H.; Sackarendt, B. & Scheibner, U. (2017): Menschenwürde in den Werkstätten brauchen menschengerechte Strukturen. URL: https://kobinet-nachrichten.org/ de/1/nachrichten/35659/Menschengerechte-Strukturen-in-Werkst%C3%A4tten-angemahnt.
- Hinte, W. (2009): Eigensinn und Lebensraum. Zum Stand der Diskussion um das Fachkonzept "Sozialraumorientierung". In: Vierteljahresschrift für Heilpädagogik und ihre Nachbargebiete 79/1, 20-33.

htm/?search=Scheibner (04.08.2018).

- Hinte, W. (2016): Sozialraumorientierung was ist das eigentlich? In: Terfloth, K.; Niehoff, U.; Klauß, T. & Buckenmaier, S. (Hrsg.): Inklusion - Wohnen - Sozialraum. Marburg: Bundesvereinigung Lebenshilfe, 78-90.
- Hüther, G. (2003): Die Auswirkungen traumatischer Erfahrungen im Kindesalter auf die Hirnentwicklung. In: Brisch, K. & Hellbrügge, T. (Hrsg.): Bindung und Trauma. Stuttgart: Klett-Cotta, 94-104.
- Jantzen, W. (2012): Behindertenpädagogik in Zeiten der Heiligen Inklusion. In: Behindertenpädagogik 51/1, 35-53.
- Lamers, W. & Molnár, T. (2018): Ein Leben in Vielfalt – auch für Menschen mit schwerer und mehrfacher Behinderung. In: Lamers, W. (Hrsg.): Teilhabe von Menschen mit schwerer und mehrfacher Behinderung an Alltag, Arbeit, Kultur. Oberhausen: Athena, 21-36.
- Lux. M. (2007): Der Personzentrierte Ansatz und die Neurowissenschaften. München: Reinhardt.

- Müller-Teusler. S. (2008): Autistische Menschen. Leben in stationärer Betreuung. Freiburg: Lambertus.
- Pörtner, M. (2016): Geschenkte Jahre. Stuttgart: Klett-Cotta.
- Pörtner, M. (2018): Brücken bauen. Stuttgart: Klett-Cotta.
- Rogers, C. (2013): Therapeut und Klient. Grundlagen der Gesprächspsychotherapie. Frankfurt/M.: Fischer.
- Sierck, U. (2013): Budenzauber Inklusion. Neu-Ulm: AG SPAK.
- Spatscheck, C. (2012): Methoden der Sozialraum- und Lebensweltanalyse im Kontext der Theorie- und Methodendiskussion der Sozialen Arbeit. URL: www.sozialraum.de/spatscheck-theorieund-methodendiskussion.php (04.08.2018).
- Waldschmidt, A. (2003): Selbstbestimmung als behindertenpolitisches Paradigma. Perspektiven der Disability Studies. In: Aus Politik und Zeitgeschichte, B8/2003, 13 - 20.
- Wohlfahrt, N. (2018): Inklusive Sozialpolitik. Leitbild, Konzept und behindertenpolitische Herausforderungen. In: Teilhabe 57/2, 85–91.
- Wüntsch, O. (2009): Person-centered Leadership. Der Personzentrierte Ansatz als Grundlage für ein ganzheitliches Führungskonzept in Organisationen. In: Rechtien, W. et al. (Hrsg.): Personzentrierte Beratung. Beiträge zur Fundierung professioneller Praxis. Köln: GwG-Verlag, 217-241.



HEINZ BECKER

Geb. 1953, Dipl.-Sozialpädagoge, von 1989 bis 2019 Bereichsleiter der ASB-Tagesförderstätte in Bremen. Zuvor hat er ein Jahr bei der Auflösung der Klinik Kloster Blankenburg mitgearbeitet, davor war er neun Jahre in der Tagesstätte der Spastikerhilfe Bremen tätig. Seit 1992 ist er Lehrbeauftragter an der Hochschule Bremen im Fachbereich Soziale Arbeit. Er hat diverse Beiträge in Büchern und Zeitschriften veröffentlicht, Schwerpunkt ist die Teilhabe von Menschen mit schwersten und mehrfachen Behinderungen. Heinz. Becker@nord-com.net